

Nr. 207 Bydgoszcz / Bromberg, 10. September 1937

Eine lange Nacht.

Roman von Willy Harms.

Etwas rascher geht dein Atem doch, Joachim Hinzpeter, wo du wieder die vertrauten niedrigen Räume des alten Fischerhauses am Jessenower See betrittst. Eigentlich wundert dich das. Denn du hast hinter Gittern Zeit genug gehabt, dich auf diese Nacht vorzubereiten. Die „Freiheitsnacht“ hast du sie in Gedanken genannt; du willst ein Gestern abwerfen, das wirr und verquer und zermürbend gewesen ist. Willst du noch an ein Morgen denken? Nein, es lohnt sich nicht. Denn grausam und ein wenig lächerlich würde es sein.

Du horchst? Narrt dich ein Spuk? Soll Gesche wieder die Treppe herunterkommen? Nie mehr wirst du ihre Hand fühlen. Oder meinst du, daß ein anderer deine letzte Nacht stören könnte? Wer sollte wohl kommen? Der Medizinalrat? Der ist seit gestern morgen verreist. Das hat Schorsch Dahlmann dir eben gesagt, Schorsch, der Tagelöhner aus Jessenow, der in seiner Mußezeit das Fischerhaus betreut. Er war im Begriff, die Haustür abzuschließen. als du durch die Pforte kamst. Vor Schreck fiel ihm der Spaten hin.

„Daß Sie nun wieder hier sind, Herr Hinzpeter!“ Beide Hände streckte der Getreue dir entgegen. Das ausrasierte Kinn zitterte ihm. Wie du, dachte er an Gesche.

„Ja, Schorsch, nur etwas anders ist es heute als sonst.“

„Dat weit dei leiwe Gott!“ Mit seinem buntkarierten Taschentuch machte Schorsch sich zu schaffen.

Und dann bietet er sich an, dir Tee zu bereiten, und zu dem Dorfkrämer will er laufen, damit du einen gedeckten Abendbrottisch kriegtest.

Aber du hast gedankt. „Das Einkaufen hat Zeit bis morgen, Schorsch, für heute bin ich mit allem versehen.“

Nur diese Nacht soll ja die Körpermaschine noch ihre Schuldigkeit tun. Davon braucht aber Schorsch nichts zu wissen. Er darf nichts davon wissen; Lärm würde er schlagen und deinen Entschluß umzustoßen versuchen.

Er erzählt dir noch von den vergangenen Wochen, in denen der Medizinalrat Dr. Fabrizius hier allein gehaust und nichts von der Fülle des Gartens gemerkt hat. Als du nur einsilbige Antworten gibst, begreift er wohl, daß du das Bedürfnis hast, allein zu sein, und geht fort mit dem Bemerken, daß er morgen vormittag wiederkommen werde, um die Steige zu säubern. Du nickst. Morgen vormittag? Was dann geschieht, geht dich nichts mehr an. Dann bist du „auf der anderen Seite.“

Immer hast du im Untersuchungsgefängnis überlegt, hast — es war eine Art Selbstgeißelung — an der Nacht, die nun vor dir liegt, geformt. Nur der Tod weiß Sinnlosigkeit zu meistern, nur er gibt Antwort, wenn Menschenrufen ohne Echo bleibt.

Wohin solltest du gehen, wenn nicht nach dem Fischerhaus? Nach Lübeck? Mehr als die Stadtwohnung bedeutet dir die altväterische, mit Stroh gedeckte Kate, ihre kleinen Räume, ihre knarrenden Türen. An Hanna und Gesche willst du denken. Beide Frauen haben deinen Tagen Klang und Farbe gegeben, sind die Erfüllung deines Mannessehnens gewesen. Es ist nicht ihre Schuld, wenn du heute allein sein mußt. Aber schieb das Wort „Schuld“ nur beiseite. Die Zeit ist knapp. Die Zeit ist knapp. Du kannst nicht jedes Korn, das auf deinem Acker gewachsen ist, zerreiben zwischen den unerbittlichen Mühlsteinen Schuld und Sühne. Vielleicht bist du nur ein Lebensstümper, dem die Tapferkeit im Alltag fehlt. Aus dem Kriege hast du zwar das große Kreuz der Tapferkeit heimgebracht, aber dem Kampf um das bißchen Menschenglück fühlst du dich nicht gewachsen.

„Ich mag nicht mehr!“

Du erschrickst, denn du hast das Wort laut gesprochen. Nun steht es in der Stube wie ein Wesen aus Fleisch und Blut, nickt dir tröstend zu wie Hanna Wieking, als du sie zum ersten Mal auf dem Rostocker Bahnhof sahst, wo sie, als wäre es eine Selbstverständlichkeit, dich großen Jungen einfach bei der Hand nahm und dir mit fraulicher Sicherheit über deine Verlegenheit hinweghalf.

Oder klingt das Wort, als habe es Doktor Fabrizius gesprochen? Du erinnerst dich des regnerischen Nachmittags. Fabrizius hatte seinem Mikroskop den Rücken gekehrt, achtete nicht auf die Flechten und Moose und naturwissenschaftlichen Präparate auf dem glattgehobelten Eichentisch; sein Blick lag auf dem Bild des Großen Friedrich über dem Bücherregal. Ihr waret ins Philosophieren gekommen. „Den Tag sehen wie er, immer bereit sein zur Abrechnung. Leben heißt schließlich nur, die Kunst zu lernen, wie man anständig stirbt,“ hatte er gesagt.

„Und was heißt in diesem Fall Anstand?“

„Inwendig lächeln können, wenn es soweit ist.“

Das Wort führt dich hin zu der stillen Gesche. Von der Schilfhütte aus schautet ihr auf den vom Mondschein übersprenkelten See.

„Wo die kleinen Haubentaucher jetzt sein mögen, Joachim?“ Sie flüsterte, als fürchtete sie, den Haubentaucher zu stören, der am Nachmittag, vier Junge auf dem Rücken, vor dem Fischerhause seine Kreise zog. Gute Mütterlichkeit war um dich, Joachim Hinzpeter. Du fühlst dich geborgen in Gesches Nähe.

Warum fällt dir das kleine Erlebnis nur jetzt ein? Weil Tod und Mütterlichkeit miteinander verwandt sind?

Du suchst nach einer Sitzgelegenheit; eine Stunde bist du gewandert — von der Station der mecklenburgischen

Kleinstadt bis hierher. Da spürst du plötzlich den Duft des Walnußbaumes, der durch die oberen Fenster, die Schorsch offengelassen hat, in die Stube drängt. Ja, geh nur eine Weile hinaus. Die Nacht ist noch lang. Du hast, ohne daß du imstande wärst, das Warum zu deuten, dir vorgenommen, noch den jungen Tag zu grüßen und dann nach dem braunen Fläschchen zu greifen und hinüberzuschlummern in das Vergessen. Die Morgenfrühe des taufrischen Septembertages erwartest du wie ein Geschenk.

Aber sie ist noch weit. Leichte Abenddämmerung legt sich erst auf Hügel und Waldstücke, die den See unregelmäßig umsäumen. Setz dich auf die Bank unter dem Walnußbaum, die Schorsch gezimmert hat aus weißen Birkenästen. Atme gierig, wie Gesche es tat, wenn ihr aus Lübeck kamt, den herben Geruch der Walnußblätter. Für deine Lungen, die sich in den letzten Wochen begnügen mußten mit schlechter Zellenluft, ist er eine Wohltat. Leg' den Kopf an den rissigen Stamm und genieße den Frieden um dich her. Die roten Blätter der Ahornreihe am Wege nach Jessenow sind verblaßt, keine Sonne glitzert mehr auf der Wasserfläche. Ein Hund blafft auf dem Gut Jessenow, das neben dem gleichnamigen Bauerndorf auf der anderen Seite des Sees liegt. Irgendwo ruft der Waldkauz, den die Leute den Totenvogel nennen. Ruft er dich? „Kuiii — — it! — Komm mit!" Laß ihn rufen! Der Nachtwind wispert in den hohen Pappeln, als wisse er von tausend Geheimnissen. Auf der fernen Chaussee verschluckt der Abend manchmal ein Hupen. Das alles ist kein Lärm, sondern betont nur die Stille, die einer braucht, der in das Land des Schweigens gehen will.

Ohne daß du einen Anlaß weißt, geht dein Sinnen zu deiner Mutter. Beinah ist das sonderbar, denn du kennst sie kaum. Oder ist es nicht sonderbar? Ist es nur natürlich, wenn einer, der am Ende eines Weges steht, zurückblickt nach dem in Nebel und Ferne verschwindenden Anfang? Nur eine dunkle Erinnerung hast du an ein Schulhaus mit Strohdach, hinter einer Dorfkirche gelegen. Ein Storch stelzt im großen Obstgarten umher und sucht zwischen Erdbeerbeeten nach Schnecken. Die Mutter, die den fünfjährigen Buben auf den Schoß genommen hat, sitzt am niedrigen Fenster. Dir ist, als seien ihr die Tränen über die Backen gelaufen. Vielleicht wußte sie, daß sie trotz ihrer Jugend bald ins Grab mußte. „Mein Sonnenschein!" Das Wort ist dir in Erinnerung geblieben. Dich meinte sie damit. „Klein sollst du bleiben, Bub! Ich mag keinen großen Jungen haben." Ihr Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Sie hat nie einen großen Jungen gehabt. Bald bist du ohne Mutter gewesen.

Unscharf ist ihr Bild. Du hast Mühe, es dir vorzustellen. Es quält und bedrückt dich heute abend, daß du so wenig von deiner Mutter weißt; kannst dir nicht einmal den Tag denken, an dem sie gestorben ist.

Das ist kein Wunder. Als sie hinausgetragen werden sollte nach dem Friedhof, führten kalte Hände — vor Trauer kalte Hände — dich hin nach dem Hause des Nachbarn, und du spieltest mit den kleinen Katzen, schriest auf vor Entzücken, wenn du ihnen das Knäuel Garn, nach dem du sie greifen ließest, im letzten Augenblick entreißen konntest. Dein Vater, der hinter dem Sarge dreinging, hat deinen Freudenruf gehört, hat deine Stimme erkannt. Die Zähne hat er zusammengebissen, und die Lippen sind ihm zu einem dünnen Strich geworden.

Überhaupt — dein Vater, Joachim Hinzpeter! Immer stiller ist er geworden. An ein Erlebnis denkst du. Ja, es ist ein wirkliches Erlebnis gewesen, das sich deiner Knabenseele — zwölf oder dreizehn Jahre magst du gewesen sein — tief eingeprägt hat. Die Tante hatte schon längst das Regiment im Hause, und du besuchtest die Realschule der nächsten Stadt. Aber nun waren Ferien. An einem Nachmittag kamst du zurück von der Koppel, wo du mit den Hütejungen gespielt hattest; die Tante war auf einem Geburtstagskaffee. Als du durch den Obstgarten gingst, hörtest du durch das offene Fenster leise Harmoniumklänge. Und dann — es war kein Zweifel: der Vater sang! Du warst förmlich erschrocken, denn in diesem Augenblick fiel dir ein, daß du den Vater noch nie hattest singen hören. Ob du wolltest oder nicht, du mußtest stehenbleiben unter dem wilden Wein und horchen auf die tiefe, verhaltene Stimme:

> „Tell me the tales
> that to me were so dear,
> long long ago,
> long long ago."

Du verstandest das Lied, hattest schon soviel Englisch gelernt. Am liebsten wärst du ins Haus gelaufen und hättest dem Vater von deinem Können gesagt. Aber du bist doch heimlich und auf Zehenspitzen davongeschlichen. Denn du hattest es im Gefühl, daß das Lauschen ein Unrecht war, wenn dir auch der Name für dies Unrecht fehlte. Nimmer hättest du dem Vater verraten können, daß du sein Singen gehört hattest. „Long long ago —". Dir war der dunkle Klang noch im Ohr, als du dich schon durch die hintere Gartenpforte drücktest. Und seltsam feierlich war dir zumute, als du dann am Birkenknick auf dem Rücken lagst und den ziehenden Schäferwolken nachsahst, etwa wie an Feierabenden, wenn Vater noch einmal an dein Bett kam.

„Lieber Vater —"

„Ja, mein Junge!"

Heute weißt du, woran dein Vater in jener Harmoniumstunde gedacht hat. Deiner Mutter — und nur ihr hat sie gehört — —

Jäh' greifst du mit den Fäusten in die Sitzlatten der Bank, drückst den Kopf an die Rinde, daß es schmerzt, starrst mit weiten Augen über die dunkle Fläche des Sees. Vom jenseitigen Ufer her —. aus Dämmer und Dunkel — kommen die Klänge des Liedes, an das du eben hast denken müssen:

> „Sagt mir das Wort,
> Dem so gern ich gelauscht,
> Lang, lang ist's her — —"

Du horchst in abergläubischer Scheu. Will sich Gewesenes mit dem Heute vereinen? Ruft dich dein Vater, der wie du den Boden unter den Füßen verloren hatte? Will er dir nahe sein in der Stunde, da du im Begriff bist, dich zu beugen vor Alltäglichkeit und Druck und Leere? Deine Haut prickelt, der Atem stockt — —

Da kommt dir ein Begreifen. Nicht dein Vater hat dich gerufen. Du hörst den Treckfiedelhannes, den Gutsschäfer Matthießen, der trotz seiner lahmen Gichtfinger die Harmonika meistert und der sich nun hinter dem großen Viehstall, dem Bereich seiner Frau entrückt, sein Abendlied spielt. Die Leute deuten mit dem Finger nach der Stirn, wenn sie von ihm sprechen, denn sie halten ihn für unklug, weil er Tag für Tag, wenn er mit seinen Schafen zu Felde zieht, nicht nur den Strickstrumpf mitnimmt, sondern auch die Handharmonika. Und draußen auf der Weide, wo ihn kein Mensch hören kann, wo nur das Gewimmel von hundert Schafrücken um ihn ist, setzt er sich platt auf den Erdboden, nimmt andächtig sein Instrument auf die Knie und spielt: „Wenn ich ein Vöglein wär" und „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!"

Haben die Leute recht, wenn sie annehmen, daß er durch den täglichen Umgang mit den Schafen hintersinnig geworden ist? Oder hat er — der Treckfiedelhannes — der von niemand für voll angesehen wird, sich eine heimliche Insel geschaffen, um die die Jessenower ihn beneiden sollten? Du kennst den Alten, Joachim Hinzpeter. Wenn du mit der Flinte unterwegs warst, hast du ihn manchmal getroffen, und ihr hab über Wind und Wetter gesprochen und über Großmutter Prüß, die mit ihrem Magenkrebs geduldig dem Tode entgegenhungerte.

Heute bist du ihm dankbar. Wie ein gutes, freundschaftliches Grüßen ist das Lied gewesen, das die Wasserfläche ganz nahe an dich herangebracht hat. Nun ist es verhallt. Treckfiedelhannes will wohl zur Ruhe gehen. Freilich ist es um die Ruhe in seinem Hause ein eigen Ding. Die Nachbarn, die es wissen müssen, sind einhellig der Ansicht, daß seine Frau dem Teufel aus dem Tornister gehüpft ist.

Eine Weile trägt der Nachtwind noch den Hauch von Volksliedern herüber. Die Dorfmädchen singen, denn sie glauben noch an ein Morgen, das voll Wunder ist.

Aber du glaubst nicht mehr an das Wunder, das nötig wäre, um Verschobenes, Ineinandergeschachteltes wieder zu richten. Darum sitzst du eben unter dem Walnußbaum der Fischerhütte.

Doch die Nacht brauchst du noch.

Warum nur?

Was verlangst du von ihr? Willst du Abrechnung halten? Gar mit Hanna oder Gesche?

„Nein, nur rückschauen willst du auf ein wunderliches Leben, wie etwa Bauer Ziems, einer der Ausgebauten von Jessenow, sein Ackerstück überschaut, das er eben umgepflügt hat. Sorgfältig prüft er die Furchen, ob sie gleichmäßig sind und schnurgerade. Schludrige Arbeit kann er nicht leiden.

Nimm ihn dir heute nacht als Beispiel, wenn du noch einmal deinen Lebensacker durchpflügst, der — hör es Joachim Hinzpeter — alles in allem guter Mittelboden gewesen ist. Ja, du hast schon recht: die Furchen sind nicht immer gleichmäßig gewesen wie bei Ziems. Manchmal ist der Pflug herausgesprungen, denn du bist auch auf Felsen gestoßen, über Berge mußtest du keuchen und dir einen Weg suchen durch unbetretene Täler. Von geruhsamen Ackerbreiten konnte nur selten die Rede sein.

Aber was macht das? Du hast doch etwas, woran du denken kannst. Und dessen freue dich. Schön ist nicht nur das tägliche, gemächliche Dahinschreiten auf dunkler Bodenkrume. Schön ist auch das Verweilen auf sandigem Hügel, der den Blick in blaue Weiten schweifen läßt, die Ruhe am mageren Wegrand, wo die Glockenblume läutet und die Königskerze sich reckt.

Geh noch einmal durch dein Leben! Das ist der Sinn dieser Nacht. Garben willst du zählen, an Tage des Reichtums und der Fülle denken. Du hast solche Tage gehabt, viele —

Aber Ordnung mußt du halten. Geh Schritt für Schritt. Halte dich nicht auf mit den Jahren, die gewichtlos waren und darum weggesunken sind. Wolltest du etwa deine Lehrjahre in der Getreidefirma nach des Vaters Tod hervorholen? Laß sie ruhen. Sie haben dich zwar zum Grübler gemacht, aber dich nicht reifen lassen. Tief und schwer und dumm-selig-glücklich wurden deine Tage erst, als Hanna Wieking neebn dir war.

Schließ die Augen, Joachim Hinzpeter! Dann siehst du Hanna Wieking! „Dummer Bub!" Wie oft hat sie dich so genannt! Hörst du ihre überlegene, gütige Stimme? Das Hannakapitel deines Lebens sei das erste in dieser Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Spiel mit dem Leben.

Eine Geschichte vom Obersten Wrangel,
erzählt von Eilhard Erich Pauls.

Damals war er noch nicht der alte Wrangel, auch der Papa Wrangel noch nicht, um den sich ein Kranz wunderlicher Geschichten zu ranken begann. Er war im alten Schloß Gödens zu Gast, das liegt in Ostfriesland am Rande vom wilden Moor und grüner Marsch. Der junge Graf Wedel dort war in seinem Kürassierregiment Leutnant gewesen, bis er den Dienst quittierte, um ein gut Teil weniger fröhlich seiner Landwirtschaft zu leben. Da war ihm zum Trotz der Oberst Wrangel, weil er doch in königlich hannoverschen Landen und dort oben in der Nordwestecke des Deutschen Bundes zu tun hatte, für ein paar Tage zu Besuch gekommen. Der junge Graf Wedel war noch nicht verheiratet. Oberst Wrangel hatte seine Alte bereits auf der pommerschen Klitsche zu sitzen. Also wird es keine Liebesgeschichte zu erzählen geben. Und also kann es sich nur um die Jagd handeln. Aber selbst die war zwischen grüner Marsch und wildem Moor kümmerlich. Er könnte ja versuchen, ein paar Schnepfen oder einen Buschhasen zu schießen, sagte der Graf. Für Dam- und Rotwild wären seine Waldstreifen zu winzig, und die schönen Kühe, die friedlich auf den Weiden wiederkäuten, könnten ihn ja nicht verlocken. Es stünde ihm ansonsten alles zur Verfügung. Nur vor dem wilden Moor wollte der Graf ihn warnen. Was es denn im wilden Moor zu schießen gäbe, fragte der Oberst. Der Graf redete von Enten, Schwänen, Reihern und dem schwarzen Storch. Er sprach davon wie von einer verlockenden Sünde, er sprach davon in einem leise verschleierten, fast singenden Ton, wie von Geheimnissen. Aber er warnte seinen Oberst.

„Ein Moor ist immer ein leeges, ein böses Moor und voller Tücke. Ein Moor ist für jeden, der es betritt, ein Spiel mit dem Leben", sagte der Graf.

Aber wie aus seinem halben Singen eine heimliche Lust am schlimmen Spiel mit Tod und Leben klang, so war die Warnung dem Oberst Wrangel nur ein dringender Ruf. Und der Oberst lachte. Aber nun beschrieb der Graf seinem Gast die Wanderung über das wilde Moor, und es war ihm ernst geworden, da er die Lust aus Wrangels Augen leuchten sah.

„Es gibt wohl einen Weg über's leege Moor", sagte der Graf, „dem, der ihn kennt. Aber jedem Unkundigen wird er zum Todesweg. Ein falscher Tritt, und das Menschlein sackt ab ins letzte Schweigen. Vielleicht nach Jahrhunderten findet einer seine Reste und stellt sie in Emden in das Museum für Altertümer, das sie dort im Rathaus gegründet haben. Man macht das so: einen Moorstecken nimmt man, wie sie auf Schloß Gödens in der Halle stehen. Einen braunen Grasbüschel findet man im braunen Moor. Der kann einen eine Weile wohl tragen. Einen zweiten solchen Grasbüschel sieht man vor sich. Darauf kann wohl die Spitze seines Stockes stellen. Und einen dritten weiter weg. Zu dem schwingt man sich hinüber, der trägt einen wohl. Aber man darf ihm nicht zu viel zutrauen. Man muß weiter gesprungen sein, ehe er nachgibt. Und die falschen, schlechten Wollgrasbüschel muß man von denen zu unterscheiden wissen, die für eine kleine Weile Halt versprechen. Dann kommt man wohl an eine aufgewühlte Stelle und kann Umschau halten. Und so ist es nicht nur tief im Leegmoor drinnen. Sofort am Rand des Weges, der fester Boden ist, beginn der schwankende Tod."

„Aber da drinnen, wenn du Umschau hältst —?" drängte der Oberst.

„Der singende Schwan —", antwortete der junge Graf, „der schwarze Storch —", antwortete er. Das war schon wieder ein fernes Singen, das wie die schöne Sünde lockte.

Es ließ dem Oberst keine Ruhe. Als er am anderen frühen Morgen die paar Stücke Wald abgestreift hatte, ohne Hund, und allein die Gräben zwischen den Marschwiesen abgegangen war, ein wenig ärgerlich über die klägliche Beute zweier Schnepfen, die an der Jagdtasche baumelten, kam ihm doch der Verdacht, daß Graf Wedel, obwohl er bloß einmal ein Kürassierleutnant in preußischen Diensten gewesen war, seinem alten Oberst nur nicht das Beste in seiner Jagd gönnte, daß er den schwarzen Storch für sich behalten wollte und das lockende Paradies der Wildenten. Oberst Wrangel wandte sich mit langen Schritten dem Moor zu. Er war nirgends weit bis zum Moor. Aber als Wrangel an seinem Rand stand — schon gurgelte das braune Wasser neben seinen Stiefeln —, wurde er doch bedenklich und fluchte, damals schon fürchterlich in seiner Art, daß er den verdammten Moorstecken nicht bei sich habe. Aber gerade, weil er laut geflucht hatte, fühlte er danach schreckhaft die schwere Stille unbedingten Schweigens, die wie ein Hauch, ein Schatten vom Moor aus nach der Kehle griff und das Atmen behinderte.

Und da hörte er den Hilferuf. Ganz deutlich und in Todesangst. Der Oberst ging dem Ruf nach. Aber er blieb am Rande des Moores. Das Moor selber lag wie heilig unberührbar vor ihm, obwohl doch der Hilferuf vom Moor her drang. Der Oberst ging an einem Torfhaufen vorbei. Da sah er den, der um Hilfe rief, einen Menschen im Moor, bis an die Brust schon versunken, aber der lange Moorstecken lag quer vor ihm auf dem Boden, der kein Boden war. Auf dem Moorstecken hatte der versackende Mensch beide Arme gelegt. Das hielt ihn. Wie lange? Und als der alte Wrangel an die Stelle gekommen war, an den Rand des Moores dort, soweit ihn das kommen ließ, einen Büchsenschuß weit von dem Unglücklichen entfernt, der nicht mehr rief, nicht mehr auf Hilfe hoffte, sondern ergeben still die Zeit abwartete, da das ewige Moor ihn in sein Schweigen aufgenommen hätte, da war es Graf Wedel. Einen Schritt abseits vom Wege hatte Graf Wedel, der Herr von Schloß Gödens und der Herr dieses seines Moores, dennoch getan, den einen Schritt in den Tod hin-

ein. Auch jetzt, als Wedel seinen Gast da stehen sah, lächelte er nur ergeben und winkte mit den müden Augen Abschied. Er wollte laufen, schrie der Oberst, Knechte vom Schloß holen, die mit Leitern über das Moor weg, mit langen Brettern, auf das Trügerische des braunen Moores gelegt, helfen könnten. So lange werde es nicht mehr dauern, antwortete der Graf. Nun mußte er schon den Moorstecken verschieben, daß eine andere Lage ihn noch eine Zeit hielte.

Und da griff der Papa Wrangel, nun schon ganz der Papa Wrangel, zum letzten Mittel. Und es war ein verwegenes Stück in der Art, die ihn zur sagenhaften Person gemacht hat. Er schrie dem Grafen zu, daß er das nicht mit ansehen könne. Er werde ihn aber von seinem schrecklichen Tod erlösen, einen anständigen solle er sterben. Und er nahm seine Flinte und lud sie umständlich.

„Sie reicht so weit", tröstete er den Grafen. „Ich werde dir eine Kugel durch den Kopf schießen, mein Sohn", tröstete er.

Graf Wedel wehrte mit erschrockenem Schrei ab. Nun schrie er wieder um Hilfe, aber nun war nicht das Moor, der verrückte Oberst war sein Mörder. Der aber hob ruhig die Flinte, zielte genau, setzte noch einmal ab.

„Es ist das ja nicht so leicht", sagte Wrangel. „Aber warte, mein Sohn. Nun bin ich ganz ruhig geworden. Du brauchst keine Angst zu haben, mein Sohn. Ich werde dich richtig treffen." Und hob die Flinte, zielte haarscharf.

Aber in einer Todesangst, die über Menschenkräfte ging, schnellte sich der Graf mit einer jähen Anstrengung, die ebenso über Menschenkräfte hinausging, aus dem Moor heraus, fiel am Ende dieser Anstrengung lang vornüber, schob sich auf das Moor. Er schöpfte nun nicht Atem. Nun war er rasches Handeln gewohnt. Er schob sich weiter, ehe der schwankende Boden unter ihm nachgeben konnte. Zuletzt riß ihn der Oberst auf's feste Land.

Es dauerte eine Weile, bis Graf Wedel seinem seltsamen Lebensretter die Hand, die schmutzig braune, zum Dank reichen konnte.

Wrangel lachte. Und er gestand, daß er nun doch die Lust zur Jagd auf dem Moor verloren hatte.

„Sie sind nicht hier zu Hause", antwortete Graf Wedel. „Wer am Moor zu Hause ist, den läßt das Moor nicht. Ich muß bloß das nächste Mal vorsichtiger sein."

Gilder Roy gibt eine Gastrolle.

Anekdote von **Hans Hermann Roden.**

Wer ist Gilder Roy?

In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts machte er in Schottland durch seine Untaten so viel von sich reden, daß er es vorzog, zu Schiff nach Frankreich zu fliehen.

Einige Jahre später fand eines Tages in der Kathedrale von Saint-Denis ein feierliches Hochamt statt, dem ein großer Teil des Hofes beiwohnte. Kurz vor Beginn des Gottesdienstes, als die Menge sich schon in den Gängen drängte, schritt ein einzelner Edelmann durch das Portal der Kirche. Er schien fremd zu sein, denn mit niemand tauschte er einen Gruß. Er blieb, nachdem er eingetreten und mit langsamer Bewegung den Hut vom Kopfe genommen hatte, in der Vorhalle stehen, augenscheinlich, um sich an das Dämmerlicht in der Kirche zu gewöhnen, ließ dabei prüfend den Blick über die versammelte Menge gleiten und wandte sich schließlich nach links, wo er neben einem Pfeiler haltmachte.

An dem Pfeiler lehnte ein junger Stutzer, der sich mit seinem eitlen Gehabe als ein rechter Gimpel offenbarte. Der Fremde schien seiner nicht zu achten, ja, ihn nicht einmal wahrzunehmen. Wer ihn aber aufs genaueste beobachtet hätte, würde bald erkannt haben, daß ihm keine Bewegung des Höflings entging. Denn obgleich er die Augenlider gesenkt hielt, war sein Blick unablässig von der Seite auf den Stutzer gerichtet, dem der Fremde einen mächtigen Respekt einflößte. Um so mehr erstaunte der Höfling, als der Fremde sich ihm zuwandte und ihm halblaut ein Scherzwort zuwarf.

In diesem Augenblick kam in Begleitung einer anderen Dame eine junge Adelige vorüber, die mit dem Höfling einen verliebten Blick wechselte. Sie trug an der Seite eine kostbare, mit Diamanten geschmückte Uhr, die mit einer zierlichen Kette am Gürtel befestigt war und bei jeder Bewegung hin und her pendelte. Der unbekannte Edelmann fragte im Flüsterton: „Soll ich — zum Spaß?", wobei er mit der Hand anzeigte, daß er der Dame die Uhr fortnehmen wollte. Der Höfling gab mit Kopfnicken seine Zustimmung und malte sich in Gedanken das Erstaunen der Angebeteten aus, wenn er ihr nach der Messe die Uhr aushändigen würde.

Das Hochamt begann. Die beiden Damen hatten in einiger Entfernung Platz gefunden. Der Fremde stellte sich neben die junge Adelige. Unter den Zeremonien der heiligen Handlung gelang es ihm, die Uhr mit einem geschickten Griff von der Kette zu trennen. Triumphierend zeigte er sie dem andern. Der nickte erfreut.

Aber dann wartete der Höfling vergeblich. Der Fremde kam nicht wieder. Der Stutzer lachte vergnügt in sich hinein. Das würde ein Spaß werden, wenn er der Geliebten die verlorene Uhr zurückbrachte . . .

Doch die Messe ging zu Ende. Die Leute strömten aus der Kirche. Der Fremde kam immer noch nicht. Zwei Stunden wartete der Höfling, als ihm allmählich ein banger Zweifel aufstieg . . . Er sollte nicht länger im unklaren bleiben. Einige Häscher fragten ihn, ob er keinen Mann in der schwarzseidenen Tracht eines Edelmannes gesehen habe. Es sei, wie man ausfindig gemacht habe, der gesuchte Schotte Gilder Roy!

Dem Höfling fiel es wie Schuppen von den Augen. Es war kein Zweifel möglich: Der berüchtigte Räuber hatte ihn gewaltig zum Narren gehalten. In großer Bestürzung eilte er zu seiner Geliebten, bekannte ihr, was ihm widerfahren, und bat sie inständig um Verzeihung. Die Dame aber erzürnte sich sehr über seine Tölpelhaftigkeit und entließ ihn für immer.

Gilder Roy, dem der Boden in Frankreich zu unsicher geworden war, verzog sich bald danach über die Pyrenäen nach Spanien und kehrte von dort in seine Heimat zurück, wo er schließlich als Räuber und Mordbrenner am Galgen endete. In der Kathedrale von St. Denis war er einer der finsteren Gewalten, die das Böse gewollt und das Gute geschafft haben.



Pressephotograph.



„Sehr schön, halt' nur die Stellung zwei Sekunden!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.